Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 112 (2018)

Heft: 3

Artikel: Sich in die Schuhe der anderen stellen : Regionalisierung und Perspektivenwechsel im Christlichen Studentenweltbund

Autor: Traitler, Reinhild

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-816531

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reinhild Traitler

Sich in die Schuhe der anderen stellen

Regionalisierung und Perspektivenwechsel im Christlichen Studentenweltbund

Studierende aus Asien, Afrika und Lateinamerika kritisierten 1968 im Studentenweltbund die westlich dominierte ökumenische Bewegung. Eine persönliche Erinnerung an Begegnungen, die eigene Gewissheiten infrage stellen.

1968 war ich Generalsekretärin der Evangelischen Studentengemeinde in Österreich. Hinter diesem pompösen Titel verbarg sich viel Arbeit und eine minime Bezahlung. Aber ich war Teil eines internationalen Netzwerks von Hochschulgemeinden und damit nah an Diskursen in Ländern, die ich bis dahin kaum dem Namen nach gekannt hatte, und zu Themen, die oftmals unsere europäischen Positionen auf den Kopf stellten. Der Perspektivenwechsel lief über persönliche Beziehungen, gemeinsame Projekte, Freundschaften, Liebesgeschichten – ein Prozess, der von Verunsicherungen aber auch von befreienden Erkenntnissen begleitet war. Er hat meine Arbeit, aber auch mein persönliches Leben bis heute geprägt. Ich kann die roten Fäden sehen – und die entscheidenden Knotenpunkte des Jahres 1968.[1] Viele Fragen, die mich noch immer beschäftigen, vor allem der interreligiöse Dialog und die Anliegen des Feminismus, waren für mich mit diesem Perspektivenwechsel verknüpft.

Einheit der Kirchen – ein Machtmittel?

Seit Mitte der sechziger Jahre gab es innerhalb der ökumenischen Bewegung einen einheitskritischen Diskurs, der sich vor allem in den christlichen StudentInnenbewegungen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas entwickelte: Regionalisierung hiess der Prozess, bei dem es nicht einfach darum ging, die Anliegen des Studentenweltbundes mit Sitz in Genf in verschiedene regionale und lokale Kontexte hinunter zu buchstabieren, sondern die Organisation selber und das, was Begriffe wie «international» oder «universal» bedeuten könnten, neu zu denken. Bei den Auseinandersetzungen um die Frage der Regionalisierung war klar geworden, dass die ökumenische Bewegung und ihre Institutionen letztlich europäische, nordatlantische Anliegen aufnahmen und universalisierten. Dazu gehörten auch zentrale Begriffe des Christentums wie Theologie und Mission, ja vielleicht sogar das Christentum selber, die alte «Meistererzählung», die für ihre Monopolstellung im religiösen Sinnangebot nicht ohne Gewalt ausgekommen war.

Schon die Definition der Regionen machte das Problem deutlich. Sprache und Institutionen spiegelten (und spiegeln bis heute) koloniale Arrangements: Für wen ist der Ferne Osten fern? Wer gehört zu wem?

Die von der UNO in den sechziger-Jahren ausgerufene «Dekade der Entwicklung» tat ein Übriges, indem sie von «Aufholen, den Graben schliessen» sprach, kurz: von einer Angleichung der «unterentwickelten» Länder an die «entwickelten».

Dabei wurde uns im Studentenweltbund klar, dass die Universitäten halfen, das den Westen favorisierende Machtgefälle zu festigen, indem sie den Transfer westlicher Methoden und eines westlichen Wissenschaftsverständnisses besorgten.

«Höchste Priorität ist, dass sich SozialwissenschaftlerInnen in Asien von fraglos übernommenen Wertkonzepten und Vorschriften des Denkens und der Rationalität befreien und den Universalismus abstreifen, der die im Westen entwickelten Sozialwissenschaften kennzeichnet», postulierte mein späterer Mann Cesar Espiritu, der philippinische Vorsitzende des Komitees asiatischer Hochschullehrer beim Christlichen Studentenweltbund; und fragte nach, ob nicht nur Konzepte, sondern auch Methoden neu erfunden werden müssten.

Ökumene – Erfindung des Westens

Als Anhängerin des Universalismus der aufgeklärten Prägung habe ich die Tiefe der kolonialen Beleidigung damals noch gar nicht wirklich begriffen. Ich hatte mich gerade jahrelang damit auseinandergesetzt, dass die Generation meiner Eltern in eines der grössten Verbrechen der Geschichte verwickelt gewesen war. Dass mich auch der Kolonialismus etwas anging, war mir neu. Als Bürgerin eines kleinen Landes und Mitglied einer Minoritätskirche kam ich in der Geschichte der Dominanz Europas nicht vor, meinte ich. Aber die Fragen, die der Reflexionsprozess über die Regionalisierung ausgelöst hatte, beunruhigten mich. Bei dem Versuch, mich in die Schuhe der anderen zu stellen, wurde ich nun genötigt, auch jenen Teil meiner europäischen Tradition zu hinterfragen, aus dem ich immer Mut geschöpft hatte: Aufklärung und Menschenrechte. Nun musste ich hören, dass auch emanzipatorische Entwürfe (des Westens) Dominanz fördern und eigenständige kulturelle Konzepte verhindern könnten.

Als ich 1968 an der Weltstudentenkonferenz in Otaniemi, Finnland, teilnahm, erlebte ich den explosiven Konflikt zwischen den regionalen Gruppen, als ein asiatischer Teilnehmer seinen Zorn über «den Westen» ausschüttete:

«Wir sind zu euren Bedingungen Teil der ökumenischen Bewegung, niemals zu unseren, denn das würde die Einheit oder den Schein der Einheit zerstören... die Strukturen der ökumenischen Bewegung verdanken sich der Güte des weissen Mannes (sic!), der eine ‹Dritte Welt› geschaffen hat... Wir aus der ‹Dritten Welt› werden als konservativ und reaktionär angesehen und sollten von den narzisstischen und anarchistischen Radikalen aus Europa bekehrt werden, die selber nicht wussten, was es heisst, unterdrückt zu werden, Gewalt oder eine nationale Tragödie zu ertragen.»

Dieses ins Plenum geschleuderte Urteil schnitt tief. Es zeigte, dass der Kampf um Partizipation bei der Gestaltung einer postkolonialen Weltordnung eine weltweite Bewegung mit unterschiedlichen Akzenten und Aktionsformen hervorgebracht hatte; auch zu solchen, die Gewalt als letztes Mittel nicht ausschliessen wollten.

Eine Stimme aus Südeuropa

Die Fragen, die die Regionalisierungsdebatte aufgeworfen hatte, blieben: Wie sieht eine Ökumene aus, die nicht einfach eine Fortschreibung des kolonialen religiösen Universalismus ist? Schärfer noch: Wie sieht ein Christentum aus, wenn es das Gewand übergriffiger europäischer Geschichte, durch das allein es sich dargestellt hatte, ablegt?

Dazu kam eine Stimme aus dem Süden Europas: Mario Miegge, der Generalsekretär der italienischen Studentengemeinde und Philosophieprofessor an der Universität in Urbino, schlug als christliche Präsenz in der Welt ein Zeugnis der Dissonanz und Entzweiung vor. Ein Evangelium, das nicht Einheit, sondern solidarische Entzweiung/Zwietracht forderte (Lukas 12, 51–53). Um des Evangeliums willen und als Symbol des Widerstands gegen die unterdrückerische *pax americana* und ihren beschwichtigenden Einheitsdiskurs werde

von ChristInnen nicht Mediation und Herstellung einer harmonischen Einheit gefordert, sondern – im Sinne der Dialektik – *division*, das Sichtbarmachen der Unterschiede und solidarisches Eintreten im Klassenkonflikt. Dies stellte eine radikale Weiterentwicklung des Begriffs der christlichen Präsenz dar (der vor allem in Frankreich diskutiert wurde), mit dem Ziel, widerständige Zellen im Gewebe einer ungerechten Weltordnung zu werden und den Gedanken an die Verkündigung «brüderlicher» Liebe aufzugeben. Solche Liebe hätte der Verteidigung des Status quo gedient.

Diese Gedanken haben mich damals fasziniert, und in meinen literarischen Versuchen, in einer radikal weltlichen Sprache von Gott zu reden, bestärkt. Und gleichzeitig haben sie mich tief verunsichert: Stand jetzt «das Eigentliche» des Christentums, die Verkündigung der Liebe Gottes, zur Disposition? Oder ging es nur um die missbräuchliche Praxis, die ebendiese Liebe bis zur Unkenntlichkeit verzerrt hatte?

Und wie sollte eine veränderte Praxis der Liebe, die vollständig mit säkularen (revolutionären?) Kämpfen verschmolzen war, als christliches Zeugnis erkennbar werden? Die Auseinandersetzung darüber brachte den Studentenweltbund in den folgenden Jahren an den Rand der Selbstauflösung. Zwar sah er in der christlichen Tradition wichtige Ressourcen für den Kampf um Gerechtigkeit, aber sie wurden nicht mehr sichtbar.

Spitze des Demonstrationszuges gegen den Vietnamkrieg am 22. Juni 1968 in Zürich. Bild: Stadtarchiv Zürich.

Rote Fäden von 1968

«Justice, not charity for the poor» hatte schon 1966 die Weltkonferenz *Kirche und Gesellschaft* des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) gefordert. Auf der repräsentativen Konsultation zu Entwicklungsfragen im Januar 1970 erklärte nun der indische Ökonom Samuel Parmar, dass nicht Wachstum, sondern soziale Gerechtigkeit und kulturelle und ökonomische Eigenständigkeit Ziele des Entwicklungsprozesses sein müssten. Das war eine Neusetzung der Prioritäten und eine neue Sprache, die die Impulse aus den Regionen reflektierte! Sie floss auch ein in die neugegründeten ÖRK-Programme zur Bekämpfung des Rassismus und zur Entwicklungsförderung. Auch hier war die Frage, wie in diesen Engagements etwas von christlichem Zeugnis, von den «Ressourcen des Glaubens» aufleuchten könnte.

Glaube, Liebe, Hoffnung: Das ist auch ein Wechsel in der Perspektive auf die Welt, ähnlich wie die grossen biblischen Bilder von Gerechtigkeit und Frieden oder der Blick der Armen auf die Befreiung von Schuldenlast. Die «Ressourcen des Glaubens» waren die Kraft von Menschen, die beides taten: widerständige Zelle sein und – zusammen mit anderen – die christliche Tradition im Licht dieser Erfahrung neu zu verstehen. Aus der Suche nach «sichtbarer Einheit» wurde eine neue Praxis von Kirche-Sein in verschiedenen Formen: Ernesto Cardenal las mit den Bauern von Solentiname das Evangelium, und Kosuke Koyama entwickelte mit Landarbeitern in Asien eine «Wasserbüffel-Theologie»!

«Unity in diversity», Einheit in der Vielfalt war die Erkenntnis, die aus dem Nebeneinander der unterschiedlichen Entwürfe nach 1968 resultierte. Einheit bezog sich nicht mehr vorrangig auf eine gemeinsam akzeptierte Doktrin, sondern auf das miteinander erlebte Vertrauen auf die Kraft des wachsenden Reiches Gottes. In diesem Vertrauen bekam der Prozess der Regionalisierung auch eine grosse spirituelle Kraft: *«The right hand of God is planting in our land, planting seeds of freedom, hope, and love»*, sangen Hunderte von Delegierten bei der Entwicklungskonferenz der karibischen Kirchen 1971 in Trinidad. Ich habe mitgesungen und etwas von dieser Kraft gespürt und von der Entschlossenheit der Menschen, endlich «das Land» als ihres zu reklamieren! ●

*Reinhild Traitler, *1940, Mitarbeiterin im Weltkirchenrat und ehem. Leiterin des Tagungs- und Studienzentrums Boldern, Mitgründerin des feministischen Europäischen Projekts für interreligiöses Lernen/ EPIL und Mitglied im Interreligiösen Think-Tank Schweiz.*

rtraitler@sunrise.ch

[1] Ich habe diesen Vorgang unter anderem in einem Essay reflektiert: *Welche Einheit war gemeint? Regionalisierung und Perspektivenwechsel im Christlichen Studentenweltbund.* In: Kuno Füssel, Michael Ramminger (Hrsg.): *Zwischen Medellín und Paris. 1968 und die Theologie.* Luzern, Münster 2009, S. 38-51. Der Beitrag übernimmt Teile dieses Essays in gekürzter Form.